

**Zeitschrift:** Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur  
**Herausgeber:** Gesellschaft Schweizer Monatshefte  
**Band:** 25 (1945-1946)  
**Heft:** 1

**Artikel:** Das Echo der Spitteler-Rede von 1914  
**Autor:** Fleig, Hans  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-159288>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 27.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Das Echo der Spitteler-Rede von 1914

Von Hans Fleig

Ende Oktober 1914 erschien Konrad Falkes Schrift «Der schweizerische Kulturwille». Darin stand der Satz: «Ich wünschte, daß wir einen Mann besäßen, dessen Stimme in allen Landesteilen gleich großes Ansehen genösse, und daß dieser Mann aufstünde und für unser seelisches Schweizertum laut den Zustand der drohenden Landesgefahr ausspräche, dem unverzüglich eine Mobilisierung der Geister zu folgen hat». Kurze Zeit danach stand dieser Mann auf. Am 14. Dezember 1914 hielt Carl Spitteler in der Ortsgruppe Zürich der Neuen Helvetischen Gesellschaft die berühmte Rede über «Unser Schweizer Standpunkt». Sie hat in den ersten Monaten des Jahres 1915 sehr viel Staub aufgewirbelt — vielleicht mehr als sie es eigentlich verdiente.

Was hat Spitteler in seiner Rede gesagt? Er rief die Eidgenossen aller Stämme zur nationalen Einigkeit auf und forderte, daß die schweizerische Staatsgesinnung den absoluten Vorrang habe vor den Sympathien, die besonders die Deutschschweizer und Welschschweizer zu den großen Kulturnationen bekundeten, denen sie angehören. Als Deutschschweizer beschränkte er sich darauf, das Verhältnis der deutschen Schweiz zu Deutschland unter diesem Gesichtspunkt zu überprüfen. Er sprach aber die Erwartung aus, daß ein Welschschweizer die analoge Forderung im Hinblick auf Frankreich ebenfalls ausspreche. Aus der ganzen Anlage und Absicht der Rede geht deutlich hervor, daß Spitteler voraussetzte, das welsche Gegenstück zu seinem Unternehmen lasse nicht auf sich warten.

Vom Standpunkt einer schweizerischen Staatsgesinnung aus überprüfte der Redner dann die Einstellung der Deutschschweizer zu Frankreich, England, Serbien und Belgien. Er stellte fest, daß man diesen Mächten mit zu vielen und zu einseitigen Vorurteilen entgegenetrete, die ihre Wurzel in den Sympathien hätten, die durch unsere Zugehörigkeit zur deutschen Kulturnation hervorgerufen wurden. Eine Sonderstellung in diesem Teil von Spittelers Rede nimmt Belgien ein. Grundlage seiner Ausführungen ist die Annahme, Belgiens Neutralitätsstatut sei das gleiche wie dasjenige der Schweiz, oder diesem doch sehr ähnlich. In dieser Annahme irrte sich zwar Spitteler, aber sie bewog ihn, gerade von seinem Standpunkt schweizerischer Staatsgesinnung aus zum deutschen Einmarsch in Belgien Stellung zu nehmen, und zwar in ausgesprochen negativer Weise. Indem er Belgien verteidigte, glaubte er auch die Schweiz und ihre Neutralität zu verteidigen. Da er den grundsätzlichen Unterschied zwischen der belgischen und der schweizerischen Neutralität von 1914 nicht kannte,

war er der Ansicht, diese Stellungnahme sei notwendig — nicht wegen Belgien, sondern wegen der Schweiz. Seine Rede schließt mit einem Aufruf an die Eidgenossen, Bescheidenheit und Zurückhaltung gegen alle zu üben.

Es handelt sich also um die Rede eines Eidgenossen zu Eidgenossen mit ausschließlich innerpolitischem Zweck. Inhaltlich und formal ist sie nicht das Werk eines geschulten Staatsmannes oder Politikers, sondern das eines Dichters. Jedermann, der die Rede liest, kann das auf den ersten Blick feststellen. Es sprach ein simpler Bürger, der außerdem ein begnadeter Dichter war, zu seinen Mitbürgern in einer Sache, die allen am Herzen lag. Daß diese Sache hochpolitisch war, macht die Stärke, aber auch die Schwäche von Spittelers Rede aus. Es ist einzigartig, wenn ein Dichter in schwerer Stunde das Wort nimmt und zur Öffentlichkeit über die brennendste Frage des Staates spricht. Er wird aber notwendigerweise als der Künstler sprechen, der er ist, und nicht als Staatsmann, der er nicht ist. Die Diskrepanz zwischen Persönlichkeit und Sache kann nicht überbrückt werden. Trotz ihres ernsten Inhalts weist die Rede daher eine erstaunliche Unbekümmertheit in der Wahl der Wendungen auf, die ihre Herkunft sehr deutlich verrät. Formal ist sie für unser Gefühl jedenfalls teilweise verfehlt. Spitteler hat das durch die nachträglichen Änderungen und Erklärungen, die den Charakter von Abschwächungen tragen, indirekt auch selbst zugegeben.

\*

Nach dem zutreffenden Wort von Gustav Wyneken entstand als Wirkung von Spittelers Rede ein kleiner Kulturkampf. Geführt wurde er von Berufenen und Unberufenen in der Schweiz und in Deutschland. Aus diesen beiden Ländern tönte das Echo von Spittelers Ruf am stärksten zurück. Weder in der Schweiz noch in Deutschland klang es einheitlich. In beiden Ländern bildeten sich zwei Gruppen, die sich vorerst entweder verständnisvoll oder feindlich zu Spitteler äußerten. Im Verlauf der Diskussion gerieten diese Parteien in Deutschland wie in der Schweiz einander in die Haare, und aus dem Kampf für oder wider Spitteler wurde ein inner-deutscher und inner-schweizerischer Privatkampf der beiden Gruppen gegeneinander. In Deutschland wurde dieser Streit in viel heftigeren Formen ausgetragen als in der Schweiz. Es ist mit Recht bemerkt worden, daß Deutschland eben im Krieg stand, die Schweiz nicht. Dementsprechend war in Deutschland die Sorge um die Erhaltung der innern Geschlossenheit noch viel dringlicher als in der Schweiz. Die Folge war, daß die Reaktionen schärfer waren als bei uns. So unerfreulich im einzelnen der Hausstreit hüben und drüben war, trug er doch

manches bei zur Erkenntnis der wichtigen Frage, was deutsch und was schweizerisch sei.

Wenn wir die zahlreichen Äußerungen vergleichen, die der «Fall Spitteler» in der Schweiz und in Deutschland hervorrief, können wir leicht erkennen, weshalb man — mit wenigen Ausnahmen — aneinander vorbeiredete. Für die schweizerische Öffentlichkeit war der *Anlaß*, der Spitteler bewog, seine Rede zu halten, viel wichtiger als die Tatsache, daß *er* es war, der das Wort ergriff. Man vernahm in der Schweiz vor allem den Hauptpunkt der Rede. Der Appell des Dichters zur nationalen Geschlossenheit, zum Zusammenrücken war das Bedeutsame. Dieser Teil, und *nur* dieser Teil der Rede zündete. Hier liegt das unbestreitbare Verdienst Spittelers. Die Besinnung auf den eigenen Staat und seine Bedürfnisse war, nach einem halben Jahr Weltkrieg, eine nationale Notwendigkeit. Der nebensächliche Exkurs über die Stellung der Deutschschweizer zu England, Serbien und Belgien verliert daneben an Bedeutung. Daran ändert die Tatsache nichts, daß Belgien in diesem Nebenteil der Rede den Hauptakzent trägt.

In Deutschland dagegen wurde man erst durch die *Person* des Redners aufmerksam auf das, was er sagte. Daraus folgte, daß nicht der Hauptteil der Rede beachtet wurde, sondern das Nebensächliche daran, namentlich die nicht gerade stichhaltigen Ausführungen über Belgien. Beachtet und verurteilt wurde also jener Teil, in dem Spitteler Dinge sagte, die unzähligemale auch von andern Schweizern in der Presse und in Zeitschriften ausgeführt worden waren, ohne daß sie in Deutschland nur bemerkt wurden. Die Einseitigkeit der deutschen Reaktion, die sich bloß auf die Nebensache konzentrierte und auf Spittelers Hauptanliegen kaum eintrat, ist bloß aus dem besondern Verhältnis des Dichters zu Deutschland zu erklären. Er war ja noch 1914, kurz vor seinem siebzigsten Geburtstag, in Deutschland viel bekannter als in seiner Heimat. Sein Ruhm war im Reich zu einer Zeit begründet worden, als man in der Schweiz von seinem Namen und von seinen Werken noch kaum etwas wissen wollte und über ihn die Achseln zuckte. Daß man einer Rede von Spitteler daher in Deutschland beinahe mehr Interesse entgegenbrachte als in der Schweiz, kann nicht erstaunen. Man begriff in Deutschland aber meist nicht, daß dieser Mann nun plötzlich als schweizerischer Staatsbürger über eine begrenzte, national-schweizerische Frage sprach, ohne seine Stellung als Dichter der deutschen Kulturnation irgendwie zu berücksichtigen. Eben diese radikale Spaltung der Persönlichkeit forderte aber Spitteler in seiner Rede von den Deutschschweizern. Deshalb führte er sie zunächst für sich selbst vorbildlich und konsequent durch. Daß diese rigorose und extreme Haltung notwendig sei, sah man in Deutschland nicht ein, und in der Schweiz eigentlich auch

nicht. Er fand darin nur sehr spärliche Nachfolger. Daß Spitteler für seine Person die strikte Scheidung zwischen Kulturnation und Staatsnation durchführte, empfand man als seine Privatsache, aber in diesem Ausmaß durchaus nicht als Staatsnotwendigkeit. Es steht zwar außer Frage, daß Spitteler mit seiner Rede eine Tat vollbrachte, die in tiefster Liebe zum schweizerischen Staat wurzelt. Aber daß Können und Müssen zweierlei Dinge sind, steht ebenfalls fest. Daß er mit seinem staatlich orientierten Rigorismus ziemlich allein blieb, ist der beste Beweis dafür. Das Verhalten der geistigen Elite der Westschweiz muß auch ihm gezeigt haben, daß die Frage durchaus offen steht, ob Staatsnotwendigkeiten überhaupt das letzte Kriterium für Entscheidungen autonomer Persönlichkeiten sein müssen. Das erwartete welsche Gegenstück zu seinem «Bekenntnis eines Deutschschweizers zum schweizerischen Standpunkt» blieb jedenfalls aus. Davon, daß die Basler Rede Professor Seippels dieses Gegenstück darstelle, wie man hie und da lesen kann, kann nicht die Rede sein. Weder stand Seippel zu Frankreich in einem Verhältnis, das nur entfernt mit dem Spitteler zu Deutschland zu vergleichen war, noch ist der Inhalt seiner Rede danach beschaffen.

\*

Die schweizerische Öffentlichkeit hatte ein gutes Ohr für die Hauptsache. Der Ruf zur Einigkeit und Geschlossenheit wurde sofort vernommen und als Erlösung aus gefährlichen Spannungen empfunden. Die Presse begrüßte die Rede zunächst als befreiende Tat. Doch bald meldete sich die Kritik, und zwar bevor das deutsche Echo zu vernehmen war. Der Grund dazu, daß die kritische Einstellung zur Spitteler-Rede in der deutschen Schweiz so rasch und kräftig um sich griff, lag nicht zum geringsten Teil im merkwürdigen Gebrauch, den man in der Westschweiz von ihr machte. Schon am 26. Dezember hatte die Genfer «Semaine littéraire» eine unautorisierte und unvollständige Teilübertragung gebracht, die praktisch eine Verzerrung darstellte. Spitteler protestierte dagegen. Die Presse der Welschschweiz kümmerte sich nicht viel darum. Schon am 3. Januar konnte man in der «Neuen Zürcher Zeitung» darüber bewegte Klagen lesen. Jedenfalls dachte man in der Westschweiz nicht daran, dieselbe Haltung gegen Frankreich einzunehmen wie Spitteler gegen Deutschland. Der Verfasser des Artikels vom 3. Januar 1915 in der «Neuen Zürcher Zeitung» wies auch bereits auf die Einseitigkeiten der Rede Spitteler hin, «die man in Deutschland, zum Teil nicht mit Unrecht, Oberflächlichkeiten nennen wird... Punkte, in denen gewiß nicht alle Zuhörer mit dem Redner einig waren, wo zum Teil offenbar der Dichter mit dem Denker durchgegangen ist.» Wenige Tage darauf hielt Chefredaktor Vierne von der «Tribune de Lausanne», ein einge-



bürgerter Franzose, eine verhetzende Rede, in der er sich bereits auf Spitteler berief. Die «Neue Zürcher Zeitung» berichtet darüber am 13. Januar 1915: «Es tut einem weh, Spitteler in dieser Gesellschaft zu sehen. Die Lektüre des Vortrags Vierne sei ihm sehr empfohlen!»

Wir führten diese Stimmen ausführlich an, um zu zeigen, wie rasch man einsah, welcher Mißbrauch mit Spittelers Rede getrieben werden konnte. Auf das leichte Zeitungsgeplänkel folgten bald die Stimmen, die darauf hinwiesen, welche Gefahr für die kulturelle Verwurzelung der deutschen Schweiz darin liegen konnte, wenn man sich den extremen Standpunkt Spittelers zu eigen machte und die Kulturnation der Staatsnation bedingungslos opferte. Die entschlossensten und bedeutsamsten Antworten kamen aus Basel. Der Theologe Paul Wernle und der Historiker Hermann Bächtold traten Spitteler entgegen. Der Theologe in seinen «Gedanken eines Deutschschweizers» mit mehr Mäßigung, der Historiker in seiner Schrift «Die nationalpolitische Krisis in der Schweiz und unser Verhältnis zu Deutschland» mit mehr Würde und Sachkenntnis als der Dichter. Wernles und Bächtolds Schriften sind die Antworten jener Deutschschweizer, die nicht Schweizer allein, sondern Deutschschweizer sein und bleiben wollten. «Es steht nächstens so, daß vom einzig korrekten schweizerischen Patriotismus aus uns Deutschschweizern der Gegensatz zu Deutschland zur Pflicht gemacht werden soll. Indessen wird es uns immer frei stehen, unsere Sympathien dem Land zuzuwenden, zu dem uns das Gefühl tiefer geistiger Verwandtschaft zieht, ohne daß wir deshalb um unseren Patriotismus besorgt zu sein brauchen, so wenig als unsere welschen Brüder um den ihrigen.» Das ist die Stimme Wernles. «Spittelers Rede ist *ein* großer (wirklicher) Stilfehler. Was wir vom Künstler zuerst verlangen, ist ein adäquates Verhältnis zwischen Gegenstand und Form. Davon ist hier das Gegenteil zu finden. Man muß fragen: ist je von einem großen Mann ein großer Gegenstand in großer Zeit so unsachgemäß behandelt worden?» So eröffnet Bächtold seine Schrift. Der Kampf für und wider Spitteler aber begann weitere Kreise zu erfassen. Während Konrad Falke und Sophie Hämmerli-Marti sich im «Schweizerland» positiv, ja begeistert zur Rede äußerten, zogen Arnold von Salis und auch Robert Faesi einen deutlichen Trennungsstrich. So sehr sie zu Spitteler als Persönlichkeit und als Dichter stehen und sein Hauptanliegen unterstützen, so deutlich urteilen sie doch über die politischen Mängel der Rede. Auch Emil Ermatinger gab seinem Befremden Ausdruck. Während der Kreis um Bovets Zeitschrift «Wissen und Leben» (besonders E. Bovet, Hans Bachmann, Rob. Jak. Lang und Hermann Ganz) Spitteler feierten und Wernle aufs Korn nahmen, trat der Kreis um die «Stimmen im Sturm» (besonders August Schmid, Fritz Fick und H. Meier) scharf gegen Spitteler auf. Vermittelnd wandten sich Theo-

bald Baerwart und später Jakob Bühler und Eduard Behrens in den «Süddeutschen Monatsheften» an das deutsche Publikum. Die Freude an der Spitteler-Rede hatte sich ziemlich verflüchtigt. Der Geburtstagsglückwunsch der «Académie Française» mit seinem peinlichen Inhalt, des Dichters demonstrative Ernennung zum Lausanner Ehrendoktor unmittelbar nach Secretan, die Ausmünzung der Rede durch Welsche, die bemüht offen mit Frankreich sympathisierten (Seip-pel, Secretan) und durch Franzosen (De Curel, Rosny) gab doch zu denken. Ebenso die massenhafte Gratis-Verbreitung der Rede durch Propagandastellen der Entente in der Schweiz und ihre Verwertung in alliierten Propagandabroschüren. Den deutschen Emigranten in der Schweiz hatte Spitteler zwar ebenfalls aus dem Herzen gesprochen. Der Pazifist A. H. Fried nennt die Rede in seinem Tagebuch ein «prachtvolles Dokument». Anderen Deutschen in der Schweiz lief aber dementsprechend die Galle über, wie den Professoren Sauerbruch in Zürich und Wendland in Basel, oder sie versuchten doch, die Rede in ihren Haupt- und Nebenteilen gerecht und kritisch zu würdigen, wie z. B. Jonas Fränkel.

\*

Damit stehen wir schon bei der Reaktion der deutschen Öffentlichkeit. Wir nannten bereits die Gründe, weshalb sie viel zerspaltener und leidenschaftlicher war als die schweizerische. Die über-große Mehrheit der deutschen Blätter und Zeitschriften war sich allerdings einig: sie tat Spitteler erbarmungslos und hemmungslos ab. Dazu trug nicht zuletzt die Form bei, in der die Rede in Deutschland bekannt wurde. Ein nebensächlicher, allerdings krasser und auch taktloser Ausfall gegen Deutschland, den sich Spitteler im Zusammenhang mit der belgischen Frage gestattet hatte, wurde beinahe ausschließlich beachtet — zudem in der schärferen Version des gesprochenen Wortes, nicht in der gemilderten Form des gedruckten Vortrags. Der Tenor der deutschen Presse war auf den Ton gestimmt: «Die Kunst dieses deutschredenden und im Herzen verwelschten Herrn (d. h. Spittelers) mag so hoch stehen als sie wolle — sie geht uns fürder nichts mehr an». In diesem Sinne taten sich besonders die «Münchner Neuesten Nachrichten» unter der Führung F. v. Ost-nis, Ludwig Thomas und R. Elchingers hervor, denen wir auch die oben wiedergegebene Stelle entnehmen. Spitteler wurde von Ludwig Thoma als «ausgestopfter Klassiker» und als «senex loquax», von El-chinger als «Verfasser eines olympischen Frühlings, sowie anderer umfangreicher Strophenanlagen» apostrophiert. Beinahe die ganze deutsche Presse folgte dem Beispiel des Münchner Blattes. Auch die hochstehenden «Süddeutschen Monatshefte» stimmten mit einigen Artikeln ihres Herausgebers Coßmann in den schlimmen Chor ein,

gewährten aber schweizerischen vermittelnden Stimmen doch Raum. Nur wenige Männer von Rang setzten sich mit ruhiger Würde mit Spitteler auseinander. Es waren vor allem Ferdinand Avenarius vom «Kunstwart», der Verleger Eugen Diederichs in der «Tat» und der bekannte Pädagoge Gustav Wyneken in der «Freien Schulgemeinde». Ihnen schlossen sich Ricarda Huch, Wolfgang Schumann und Rudolf Meyer sowie Dr. Keyßner im «Hamburger Fremdenblatt» und Professor M. Rade in der «Christlichen Welt» an. Selbstverständlich lag es auch ihnen fern, Spittelers Äußerungen, die tatsächlich zum Teil von peinlicher Oberflächlichkeit und beleidigend waren, zu verteidigen. Auch in der deutschen Schweiz hatte man, wie wir zeigten, gewisse Exzesse des Redners so gut wie einhellig abgelehnt. Der Kreis um Diederichs, Avenarius und Wyneken bemühte sich aber, den Deutschen zu zeigen, was Haupt- und was Nebensache an Spittelers Rede war. Ihre Haltung war sehr mutig und trug ihnen nicht wenig Beleidigungen ein. Indem sie zugunsten Spittelers dessen eigene strikte Unterscheidung von Dichter und Staatsbürger zur Kenntnis nahmen und würdigten, trugen sie viel dazu bei, den schweizerischen und den deutschen Standpunkt in der Spitteler-Frage einander anzunähern. Eines dürfte jedenfalls die ganze Diskussion auch demjenigen, der sie heraufbeschworen hatte, dem Dichter Spitteler, zum Bewußtsein gebracht haben: daß dort, wo solche Auseinandersetzungen möglich und notwendig sind, nicht ein gleichgültiges Verhältnis vorliegt, sondern ein besonderes, das sich nicht zuletzt in der Entschlossenheit manifestiert, mit der man es abzuleugnen versucht.

## ★ Politische Rundschau ★

### Zur Lage

Seit dem Ende der Konferenz von Jalta, das nun doch schon annähernd zwei Monate zurückliegt, gehen die Spekulationen über die wirkliche Einstellung der Sowjetunion zu den Westmächten und ihren Nachkriegsplänen andauernd hin und her, ohne daß bis heute jemand in der Lage wäre, der Öffentlichkeit, die naturgemäß über diesen entscheidenden Punkt je eher desto lieber authentisch unterrichtet wäre, wirklich einigermaßen zuverlässigen Aufschluß zu erteilen. Zwar ging das überwiegende Urteil der Presse, und zumal auch der neutralen Presse, ursprünglich nach einer eher günstig auslegenden Richtung; weil dies aber in der Regel ohne eine wirklich schlüssige Dokumentation oder auch nur dialektische Stützung geschah, hatte man zuweilen doch stark den Eindruck, als würden sich zahlreiche Kommentatoren einfach durch die allgemeine Haussestimung mittragen lassen, die das bevorstehende Kriegsende auf der ganzen Welt zum Durchbruch gebracht